

kritisch gesehen: adaption von „das achte leben“ in bremen

255 Minuten für ein Jahrhundert

in Teppich kann ein Zimmer erst richtig gemütlich machen. Die Teppiche allerdings, die Bühnenbildner Thomas Rupert in „Das achte Leben (für Brilka)“ auf der Bühne des Bremer Theaters am Goetheplatz platziert hat, sind nicht nur sichtlich staubig – sie haben auch wenig Gelegenheit, Gemütlichkeit zu stiften. Ständig wird auf ihnen herumgetrampelt, werden sie umhergetragen, aus- und wieder aufgerollt. Es sind ja auch die Verhältnisse nicht gemütlich: Das 20. Jahrhundert will an diesem Abend erzählt werden. Was Nino Haratischwili in ihrem 2014 erschienenen Roman auf gut 1.200 Seiten ausbreitet hat, hat hier vier Stunden und 15 Minuten lang Zeit, um sich zu entfalten.

Und dafür geben Teppiche ja echt ein schönes Bild ab: „Du bist ein Faden, ich bin ein Faden“, erklärt Stasia Jaschi (Susanne Schrader) gleich zu Beginn. „Zusammen ergeben wir eine kleine Verzierung, mit vielen anderen Fäden zusammen ergeben wir ein Muster. Die Muster sind einzeln schwer zugänglich, aber wenn man sie im Zusammenhang sieht, ergeben sie fantastische Dinge.“

Unausgesprochen bleibt an dieser Stelle, wer den Teppich webt. Aber das bekommt man schon noch mit in den folgenden Stunden, in denen es immerhin eine Pause mit georgischen Schnittchen im Angebot gibt. Es sind die hier ungenannten, aber bekannten Herrschaften: Stalin, dessen Geheimdienstchef Lawrentij Berija, Hitler freilich auch, Leonid Breschnew und wie sie alle heißen. Jene Männer also, die das 20. Jahrhundert prägten, das „alle betrogen und hintergangen hat, die hofften“.

Das Politische ist auch privat

Ihnen gegenüber stellt Haratischwili und mit ihr Regisseurin Alize Zandwijk vor allem Frauen: Stasia, die Tochter eines Schokoladenfabrikanten, ihre Schwester, Töchter und Enkelinnen, deren Träume die politischen Verhältnisse von der russischen Revolution über Stalins Säuberungen und den Zweiten Weltkrieg bis hin zu den Unabhängigkeitsbestrebungen Georgiens immer wieder zerstäuben. Das Politische ist eben immer auch privat.

Es ist ein stark emotionaler Zugriff auf die historischen Umwälzungen, der bisweilen beklemmende Bilder erzeugt. Stasias Tochter Kitty (Nadine Geysersbach) verliert während eines Verhörs ihr ungeborenes Kind und die Gebärmutter. Stasias Schwester Christine (Fania Sorel) wird von ihrem Ehemann aus Eifersucht mit Säure entstellt. Auf dem schmalen Grat zwischen brutaler Schönheit und süßem Kitsch wandelt der Abend indes nicht immer trittsicher. Dabei vermag das Ensemble wirklich zu beeindrucken: Ferdinand Lehmann als skrupelloser Apparatschik mit bemerkenswert jungenhaften Seiten, Neuzugang Jorid Lukaczik in gleich vier Rollen, Nadine Geysersbach als Kitty und nicht zuletzt Guido Gallmann in seinen präzisen Porträts verschiedener, vorwiegend abwesender Männer sind unbedingt sehenswert.

Am stärksten sind die stillen Szenen: Als beispielsweise Stasia in Prag kurz vor der Niederschlagung des dortigen Frühlings ihre Tochter Kitty nach Jahrzehnten wiedertrifft, reichen die elegischen Klänge von Matti Weber, der den Abend musikalisch grundiert, und die von Ganna Bauer und Andreas Karch videoanimierten Panzer, die schwarz-weiß auf der Leinwand im Hintergrund vorbeiziehen, als Resonanzraum, um die Intensität der Begegnung spürbar zu machen. Es bräuchte also die großen Gesten nicht, die in dieser Inszenierung mitunter zu sehr aufs Gemüt zielen und zudem die Verständlichkeit leiden lassen.

Das letzte Wort hat Shirin Eissa als Stasias Enkelin Niza, die für die durch Brilka personalisierte jüngste Generation die Geschichte erzählt. Um die Geister der Vergangenheit zu bannen, die sie zu zermalmen drohen. Ganz ohne Mystizismus scheint das nicht zu gehen. Die Acht als Symbol der Unendlichkeit bietet schließlich auch die Möglichkeit der Fortsetzung des ganzen Elends. **Andreas Schnell**

der piefig-miefigkeitsrevival-glamour

Gab es je etwas Spiefigeres als die 1950er-Jahre? Fröhliche Urständ feiern sie nun bei der „Firebird's Rock 'n' Roll Cruise“, die der „Reisevermittler AT“ ausrichtet. Das Schiff heißt, als wäre es ein muffiger Eisbecher, „Costa Deliziosa“. Mitsingen ist ausdrücklich erwünscht und Frühbuchertickets gibt's pro Person für **1.099 bis 2.699 Euro**.

Das KZ lag nebenan

Mit der Ausstellung „Auftakt des Terrors“ erhellt die „Arbeitsgemeinschaft Gedenkstätten“ die Rolle der frühen Konzentrationslager im NS-Regime. Derzeit gastiert sie in Hamburg

Von **Petra Schellen**

Diese Diktatur fiel nicht vom Himmel. Sie brach auch nicht wie ein Gewitter über die ahnungslosen Deutschen herein. Das Volk hatte die NSDAP im März 1933 vielmehr mit 43,9 Prozent der Stimmen gewählt. Bewusst übergaben die konservativen Eliten Hitler vor 90 Jahren die Macht – in der Hoffnung, er werde tatkräftig die Weltwirtschaftskrise bannen. Tatkräftig und zügig etablierte die NSDAP dann vor aller Augen und unter Mitwirkung breiter Bevölkerungsschichten ihre Diktatur.

Eindrücklich und fokussiert schildert dies derzeit die Ausstellung „Auftakt des Terrors“ in Hamburg auf zehn Stellwänden mit reproduzierten Fotos, Dokumenten und Begleittexten. Konzipiert wurde die in mehreren

nem Münchner Schaufenster das Schild „Inhaber in Dachau“. In der Umgebung kursierte der Spruch „Lieber Gott, mach mich stumm, dass ich nicht nach Dachau kumm.“ Die Leute wussten also, wofür der Name stand. Zudem sahen sie die Häftlinge täglich durch die Stadt zum Ar-

beitseinsatz gehen, wie Fotos aus einer Privatwohnung zeigen. „Gebraucht“ wurden die frühen Lager nach den Massenverhaftungen durch SA und SS nach dem Reichstagsbrand vom Februar 1933.

Eine andere Methode, mit der das NS-Regime seine Macht zu festigen suchte, war die öffentliche Demütigung renommierter Politiker der Opposition. Fotos zeigen, wie sie im offenen Lastwagen durch die Stadt gefahren

werden oder antifaschistische Parolen von einer Mauer waschen müssen. Und die gleichgeschaltete Presse berichtete hämisch, dass jüdische Politiker nun Gras schneiden müssten und „endlich arbeiten“ lernten.

Studiert man die Mimik der Täter, erfasst man, wie gezielt das Regime das öffentliche Anprangern nutzte, um einerseits Häme, andererseits Furcht der Zuschauenden zu wecken. Wenn man außerdem bedenkt, dass SA- und SS-Leute, oft aus Arbeitslosen rekrutiert, jetzt jüdische Bankdirektoren schikanieren durften, begreift man, wie stark sich das Regime auch den Sozialneid zunutze machte.

Wobei die frühen KZs – anders als die späteren, deren „Internas“ der Geheimhaltung unterlagen – auch in den Medien sehr präsent waren. In einer Lokalzeitung warben Oranienburger Kinos 1933 zum Beispiel für einen Propagandafilm mit Aufnahmen aus dem nahen Konzentrationslager. Andere Blätter druckten verharmlosende Reportagen über KZs, illustriert mit gestellten Fotos Sport treibender Häftlinge.

Kritisch blickte dagegen die Auslandspresse wie der britische *Daily Herald* auf die Entwicklung. Auch entkommene Häftlinge berichteten: Als erster der KPD-Politiker Hans Beimler, dem nach einem Monat Haft die Flucht aus dem „Mörderlager Dachau“ gelang.

Der Hamburger Schriftsteller Willi Bredel veröffentlichte 1934 in London seinen Roman „Die Prüfung“. Basierend auf seiner eigenen 14-monatigen Haft erzählt er von Misshandlungen, systematischer Folter, zermürbenden Haftbedingungen und Verhören im Hamburger „Kola Fu“. Sein Roman wurde in 17 Sprachen übersetzt und war bereits 1945 über eine Million mal verkauft.

Was den Inhaftierten blieb, war Selbstbehauptung – etwa in Form des (erfolgreichen) 5-Tage-Hungerstreiks im KZ Moringen für bessere Verpflegung. Instrument des Zusammenhalts war auch das auf einem Notenblatt präsentierte Lied von den Moorsoldaten, im KZ Börgermoor bei Papenburg gedichtet von Wolfgang Langhoff und Johann Esser, vertont von Widerstandskämpfer Rudi Goguel.

Auf der anderen Seite der Macht, zynisch und nah: das Fotoalbum, das der Lagerkommandant Karl Otto Koch 1937 von seinem Mitarbeitern zum Geburtstag geschenkt bekam. Wie auf Urlaubsfotos posiert er stolz vor verschiedenen KZs, seinen Karrierestationen.

Das Kapitel „Gedenken nach 45“ schließlich erinnert an die Kämpfe zwischen Überlebenden und Anwohnern bzw. Lokalpolitik um würdige Gedenkorte. Einen Spot auf die schleppende Aufarbeitung wirft ein Artikel der *Hessisch-Niedersächsischen Allgemeinen* von 1983. Es handelt sich um den Bericht von einer öffentlichen Sitzung, in der die Mitglieder des Moringen Stadtrats darüber abstimmten, ob es in der NS-Zeit in Moringen ein KZ gegeben habe. Aus heutiger Sicht bizarr.

Aber wenn man bedenkt, dass etwa in Hamburgs Isestraße im illustren Stadtteil Harvestehude einige bis heute keinen „Stolperstein“ für einst enteignete und verfolgte Jüdinnen und Juden vor ihrer Villa wollen, klingt es gar nicht so fern.

Das KZ Esterwegen. Anders als die vielen improvisierten KZs wurde das größte Emslandlager 1933 eigens errichtet
Foto: Sohst, Kurzbein / Bundesarchiv



Städten parallel eröffnete und danach tourende Schau von der „Arbeitsgemeinschaft Gedenkstätten an Orten früherer Konzentrationslager“. Im Fokus stehen die frühen Konzentrationslager des NS-Regimes, die ein wichtiger Zwischenschritt zum systematischen Holocaust in den ab 1937 errichteten großen Vernichtungslagern waren.

Die frühen Lager – im Norden etwa Fuhlsbüttel, Ahrensböck und Esterwegen – entsprechen optisch nicht dem, was man gemeinhin mit KZs verbindet: Es waren keine riesigen Barackenlager mit Wachtürmen und Stacheldrahtzaun. Die meisten ab 1933 eingerichteten, frühen Lager waren zunächst improvisiert, in leeren Fabrikgebäuden, Waisen- und Arbeitshäusern, in Kasernen und sogar einstigen Klöstern untergebracht. Auch lagen sie, anders als die späteren KZs, innerhalb der Städte oder am Stadtrand – was heißt, dass es bekannte, sehr öffentliche Orte waren.

Das zeigt das Foto vom Appellplatz des Bremer KZ Mißler mit Häftlingen und SS-Wachmännern inmitten dichter Wohnbebauung. Die Anwohner müssen gehört und gesehen haben, was dort vorging. Auf einem andern Bild lesen Passanten in ei-

Deren Grundlage war die „Reichstagsbrandverordnung“, der zufolge Menschen ohne Gerichtsverfahren auf unbestimmte Zeit in „Schutzhaft“ genommen werden konnten. Daraufhin verhafteten und misshandelten SA und SS etliche Regimegegner aus Arbeiterbewegung, KPD und SPD. Infolgedessen waren die regulären Gefängnisse bald voll, und man schuf Platz auch an Orten wie dem feuchten, württembergischen Fort Oberer Kulmburg, um Menschen festzuhalten, zu foltern, oft auch zu ermorden.

Der 21-jährige Kommunist Alwin Esser etwa wurde im KZ Fuhlsbüttel von Wachleuten zu Tode geprügelt. Sein Neffe, der Hamburger Gedenk-Aktivist Bernhard Esser, hat zur Ausstellungseröffnung davon berichtet. Der regimetreue Gefängnisarzt habe den Mord damals als „Suizid“ deklariert, was eine häufige Praxis war.

Charakteristisch für die frühen KZs war zudem, dass es, anders als die späteren, keine per Lagerordnung festgelegten „Regeln“ für Strafen und Gewalt gegen Gefangene gab. Die Insassen waren also der Willkür der Wachmannschaften ausgeliefert. Die wiederum bestanden anfangs aus SA-Leuten – bruta-

Die frühen Lager

Auftakt des Terrors Frühe Konzentrationslager, Museum für Hamburgische Geschichte, täglich außer Di, 10–17 Uhr, Do bis 21 Uhr, So bis 18 Uhr; bis 28. 3.

In allen norddeutschen Bundesländern gab es früh Konzentrationslager.

Hamburg: KZ Fuhlsbüttel, im Gefängnisgebäude

Bremen: KZ Mißler in den ehemaligen Auswandererhallen im Stadtteil Findorff

Schleswig-Holstein: KZ Wittmoor auf dem Gelände einer Torfverwertung, KZ Ahrensböck auf einem Fabrikgelände, KZ Eutin im Gefängnis, KZ Kühlen in einer Arbeitersiedlung und KZ Glückstadt im ehemaligen Landesfürsorgeheim

Heutiges Niedersachsen: KZ Moringen im Waisenhaus sowie die drei ersten Emslandlager, neu errichtet: KZ-Börgermoor, Gemeinde Surwold, KZ-Esterwegen und KZ-Neusustrum, Gemeinde Sustrum